

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Günter de Bruyn

Der neunzigste Geburtstag

Ein ländliches Idyll

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1.

Der Plan, Hedwig Leydenfrosts neunzigsten Geburtstag festlich zu gestalten, war erstmals erörtert worden, als man ihres neunundachtzigsten Geburtstages wegen bei ihr zusammensaß. Nur sie selbst war anfangs dagegen gewesen, weil ihr das Gefeierte werden zeitlebens peinlich und lästig gewesen war. In ihren politisch aktiven Jahren, als es sich manchmal nicht hatte vermeiden lassen, war dieser Tag für sie ein verlorener gewesen, ein unnützer Aufwand an Zeit, Kraft und Geld. Dass ihr die feiernd vergeudeteten Stunden auch im Alter noch fehlen werden, wagte sie auch jetzt gegen das Vorhaben einzuwenden, obwohl jeder das lächerlich finden musste, weil der im Ruhestand Lebenden doch Zeit im Überfluss zu Verfügung stand. Ihrer Befürchtung, ihr schwacher Körper könne im Trubel des Festes versagen, wurde mit der Versicherung begegnet, dass sie sich doch nur feiern zu lassen brauche, alles Praktische werde von den Jüngeren bewältigt werden, und das Organisatorische und Rhetorische liege zuverlässig in Leonhardts Hand.

Die kleine Runde, die sich da im Jahre 2015 bei Hedwig Leydenfrost versammelt hatte, wurde von ihr gern »meine Familie« genannt. Sie bestand aus Leonhardt Leydenfrost, ihrem ein Jahr und zwei Monate jüngeren Bruder, dessen Tochter Wilhelmine Kunze, die ein blasses Söhnchen namens Walter zur Seite hatte, und Fatima Müller, die im Dorf für Hedwig Leydenfrosts Tochter gehalten wurde, was aber nicht ganz der Wahrheit entsprach.

Fatima war als Kind mit ihrer kranken Mutter aus Bosnien nach Hamburg geflüchtet und hatte bei den Maltesern, die ihre Mutter gepflegt und schließlich beerdigt hatten, durch ihre herzerreißende Hilflosigkeit den bisher nicht nur unterdrückten, sondern auch geleugneten Mutterinstinkt der Frau Dr. Leydenfrost freigesetzt. Bei ihr, die bald darauf pensioniert wurde, war die damals Achtjährige aufgewachsen und mit ihr nach Wittenhagen übersiedelt, als die innerdeutsche Grenze beseitigt war. Ihre Verbundenheit mit der Pflegemutter war so innig, dass sie sich deren Heimatliebe zu eigen gemacht hatte, in Wittenhagen also auch gefühlsmäßig zu Hause war. Niemand hatte sich deshalb darüber gewundert, dass sie nach fünfjähriger Ehe mit einem redengewandten Herrn Müller aus Sachsen wieder zurückgekehrt war. Wie sie erzählte, hatte Herr Müller, der landespolitisch im Freistaat eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und für Wahlveranstaltungen eine Vorzeigefrau gebraucht hatte, ihr zu verstehen gegeben, dass sein Jawort der orientalischen Schönheit einer Neun-

zehnjährigen gegolten hatte, nach deren Verblühen aber nicht mehr galt.

»Sei froh, mit heiler Haut und gesunder Seele davongekommen zu sein«, hatte Leonhardt Leydenfrost bei ihrer Heimkehr verlauten lassen, ihr mehrmals versichert, dass von Verblühen keine Rede sein konnte, und ihr Folgendes eingeschärft: »Wer sich auf Politik einlässt, wird entweder charakterlich verbogen, oder er kommt, zumindest moralisch, in ihr um.«

Solche Weisheiten musste seine Schwester schon deshalb ärgerlich finden, weil sie sich selbst als Gegenbeweis dieser Behauptung empfand. In jungen Jahren nämlich war sie der Politik mit Haut und Haar und ganzer Seele ergeben gewesen, als radikale Wortführerin der außerparlamentarischen Opposition. Ihre damaligen Mitstreiter, die inzwischen altersmüde geworden oder gestorben waren, hatten aus ihrem Rufnamen Hedi, der ihnen zu treudeutsch geklungen hatte, eine Hedy gemacht. Unter diesem Namen war sie kurzzeitig berühmt gewesen, und mit ihm hatte sie auch die Parteigründungsurkunde unterschrieben, als die Sturm-und-Drang-Periode ihrer Bewegung zu Ende gegangen war.

Ihr Ruhm, der selbst in ihrer eignen Erinnerung langsam verblasste, war bis in ihre weit östlich gelegene Heimat vermutlich nie gedrungen, so dass sie jetzt in Wittenhagen ganz unbelästigt davon war. Hier war sie lediglich die Älteste des Dorfes, die nur auf Ämtern mit Frau Dr. Leydenfrost angededet

wurde, die Dorfbewohner nannten sie Oma, womit sich ihre Haltung dem hohen Alter gegenüber einfach und deutlich ausdrücken ließ.

»Da Senioren, wie die Greise neuerdings heißen, im Zeitalter der Elektronik nicht mehr die Weisheit, sondern die Unwissenheit verkörpern, muss man sich diese Unart gefallen lassen«, pflegte Leonhardt Leydenfrost zu bemerken, wenn von Klagen über derartige Unsitten die Rede war. Er hatte als Einziger aller Verwandten und Bekannten die Kurzform des Namens seiner Schwester, ob nun Hedi oder Hedy, immer vermieden. Für ihn hatte sie also lebenslang Hedwig geheißt. »Der Kleine musste immer aus der Reihe tanzen«, sagte die große Schwester dazu.

Dass sie sich am Ende der Debatte zu den Feierlichkeiten des nächsten Jahres doch noch bereitklärte, war dem Einfall Fatimas zu danken, ihr am Ende ihres Lebens noch einmal Gelegenheit zu politischer Wirksamkeit zu geben, indem sie ihre Geburtstagsgäste um finanzielle Beiträge zur kürzlich von der Kanzlerin kreierte Willkommenskultur bitten sollte. Die dazu erforderliche Gründung eines Fördervereins versprach Fatima in die Wege zu leiten. Als Mitarbeiterin des Landratsamts war sie mit den dazu notwendigen bürokratischen Maßnahmen vertraut.

Überraschenderweise verhielt sich auch Hedwigs Bruder, der ihre Meinung nur selten teilte, zu dieser Politisierung nicht ablehnend, er schlug vielmehr eine Verbesserung vor. »Machen wir es doch wie die

Pressefotografen, die sich aus den von der Kanzlerin eingeladenen Asylantenscharen nicht die vielen jungen Männer, sondern die wenigen Kleinkinder und Mütter als Fotoobjekte wählen, damit Mitleid erregt wird statt Angst. Wir sollten diesem Beispiel folgend nicht der Flüchtlinge, sondern der Flüchtlingskinder wegen die Gäste um Zahlung bitten, Mitleid öffnet die Konten eher als Unbehagen und Angst.«

Er spreche aus Erfahrung, war von Leonhardt Leydenfrost oft zu hören, wenn er Urteile fällte oder Ratschläge gab. Auf Politik bezogen, war seine Berufung auf Erfahrung aber übertrieben, besonders wenn er sie achtzigjährig nannte und damit ein belustigtes Mundverziehen seiner Schwester provozierte, die ihn dann daran erinnerte, dass er vor achtzig Jahren ein naseweiser und weinerlicher Dreikäsehoch gewesen sei.

Hätte Leo, wie er schon als Kind genannt wurde, nicht von politischer Erfahrung, sondern von politischem Erleiden geredet, wäre er der Wahrheit näher gekommen, denn dass die Politik sein Leben häufig bestimmt hatte, stritt auch die politisch viel regsamere Schwester nicht ab. Mit einer Uniform, die schon der Zehnjährige ein- oder zweimal in der Woche gegen seinen Willen hatte tragen müssen, hatte das unselige Eingreifen in sein Leben begonnen und sich jahrelang mit Marschieren und Gehorchenmüssen fortgesetzt. Statt zu spielen, zu lesen oder seine stetig wachsende Büchersammlung zu ordnen, hatte

er exerzieren, Latrinen säubern und Kanonen bedienen müssen, bis diese zu seiner Freude verschrottet wurden – sie wurden aber, wie er nach einer viel zu kurzen Pause, die ihm die Politik zum Aufatmen und Jubeln gönnte, durch andere, viel wirksamere Schießgeräte relativ rasch wieder ersetzt. Mit diesen hatte er dann glücklicherweise nichts mehr zu tun.

Der innere Jubel, der 1945 die ersten Stunden ungestörter Lektüre in eigener Behausung und ziviler Kleidung begleitet hatte, war stark gedämpft worden vom plötzlichen Tod seiner Mutter, der unter Umständen, die nie geklärt wurden, einige Wochen nach Ankunft der russischen Truppen in Wittenhagen erfolgt war. Der Verlust der Mutter hatte ihn tief getroffen, der des Familienbesitzes aber kaum. Da die Äcker und Wiesen, Pferde, Rinder und Schweine, die das Einkommen der Familie gesichert hatten, nie sein Interesse hatten erregen können, bedeutete ihm die Enteignung des Gutes wenig, ein Landwirt zu werden, hatte er nie vorgehabt. Sein Vater, der nach der formellen Enteignung des Betriebes die anfallenden Arbeiten noch bis zur Kartoffelernte geleitet hatte, dann aber des Ortes verwiesen wurde, hatte sich mit seiner Tochter Hedwig zusammen auf Schleichwegen nach dem deutschen Westen begeben, wo er mit seinem jüngeren Bruder Eckhardt, der den Krieg in britischer Gefangenschaft überlebt hatte, zusammengetroffen war. Obwohl Eckhardt ihm eine einträgliche Stellung in der Gummifabrikation hatte verschaffen können, ertrug er das Leben ohne seine

Pferde und Äcker nicht. Schon zu Beginn des Wirtschaftswunders hatte er eigenhändig seinem von Heimweh zerfressenen Dasein ein Ende gemacht.

Leo, der Wittenhagen bald nach dem Tode der Mutter verlassen hatte, war so glücklich gewesen, in einer der großen Bibliotheken Ost-Berlins als Hilfskraft beschäftigt zu werden und später dort auch als Fachkraft arbeiten zu können, als sein Studium beendet war. Ein Aufstieg in der Bibliothekshierarchie war ihm nicht möglich gewesen, da er sich immer geweigert hatte, in die Staatspartei einzutreten, doch hatte die Gelegenheit, seine geliebte Maria hier kennenzulernen, diese Missachtung seiner Fähigkeiten weitaus ersetzt. Obwohl er ständig Kritik an der politischen Bevormundung geäußert hatte, war er in seiner Stellung noch lange geduldet worden, und selbst nachdem man ihn wegen privater Verbreitung verbotener Bücher zu einer halbjährigen Gefängnisstrafe verurteilt hatte, durfte er in der geliebten Bibliothek wieder arbeiten, allerdings auf einem schlechter bezahlten Posten, auf dem sein Fachwissen zum Brachliegen verurteilt war.

Die von ihm freudig begrüßte deutsche Wiedervereinigung, an der er durch Unterstützung einer Oppositionsgruppe ein bisschen mitgewirkt hatte, brachte dem inzwischen Graugewordenen die nächste Enttäuschung, weil die West-Kollegen der neuen Leitung zwar seine Widerstandshaltung anerkannten und öffentlich ehrten, sein teilweise veraltetes Fachwissen aber nicht mehr brauchbar war. Da

man ihn an der elektronischen Modernisierung, die auch im Osten begonnen hatte, nicht beteiligt hatte, wurde ihm unter Sympathiebekundungen bedeutet, dass er für den Modernisierungsschub, der nun erfolgen sollte, nicht geeignet war. Auf die Kenntnisse der ehemaligen Parteigenossen, die die wichtigsten Funktionen des großen Betriebes im Griff gehabt hatten, war die neue Leitung angewiesen, so bedauerlich ihr das auch war. Leo, der das einsehen musste, nutzte die erste Gelegenheit zur Frühverrentung, verabschiedete sich von den schweren Bänden des alten, handschriftlich geführten Sachkataloges, die ihm nach jahrelanger Betreuung doch ans Herz gewachsen waren, und zog sich, da seine drei Kinder schon aus dem Hause waren, mit seiner schwerkranken Frau, die er bald nach dem Umzug beerdigen musste, nach Wittenhagen zurück.

Wenn er später von seinem bescheidenen Schicksal erzählte, kam er oft auch auf die Mitläufer zu sprechen, die immer verachtet werden und doch für jede Regierung notwendig sind. Er erinnerte dann an Adenauer, »den alten Schlauberger, der mit den versierten Mitläufern von gestern das bessere Heute zuwege bringen konnte, und an die Siegermächte von 1945, die Hitlers Raketentechniker in ihre Dienste nahmen, obwohl das doch der Moral ihrer Festtagsreden so gar nicht entsprach«. Da die deutschen Wiedervereiniger, wie er meinte, »den Nutzen der Mitläufer aus Erfahrung kannten, wurde 1990 im deutschen Osten auf eine der früheren Ent-

nazifizierung ähnliche Farce verzichtet, alle Schuld des Regimes der Stasi in die Schuhe geschoben und nach Parteilosigkeit gar nicht gefragt«. Politik, so pflegte er seine Weisheiten zusammenzufassen, vertrage sich mit Anständigkeit und Gerechtigkeit nur in seltenen Glücksfällen. Sich darüber zu beklagen sei lächerlich.

Sich verordneten Denksystemen anzupassen, hatte Leo also vermieden. Ihm waren die Marxisten und Anarchisten nicht weniger fragwürdig als die Existentialisten und die Kapitalismus-Verehrer gewesen, und wenn damals schon von Islamisten die Rede gewesen wäre, hätte er diese schon ihrer Frauenverachtung und höchst unbequemen Lebensart wegen abgelehnt. Er hatte aber auch kein eigenes System entwickelt oder sich angelesen und deshalb auch den Kindern keins aufgedrängt. Sie sollten sich für alles offenhalten und letzten Endes selbst entscheiden, welches die geeignete Denkrichtung für sie war.

(...)